

Zeßner-Spitzenberg



Ein Kaiser stirbt



Nossa Senhora do Monte,
die Kirche, in der Kaiser Karl bestattet wurde

Ein Kaiser stirbt

Aus dem Nachlaß von Hochschulprofessor
DDr. Hans Karl Zeßner-Spitzenberg

LINS-Verlag, Gebhard u. Josef Lins, A-6800 Feldkirch

Vorwort

Vor mehr als achtzig Jahren kam unerwartet die Nachricht vom Tode des letzten Kaisers und Königs der Donaumonarchie. Fern der Heimat mußte er seine irdische Laufbahn in der Verbannung auf der Insel Madeira beenden.

Dieses Ereignis rief überall eine tiefe Erschütterung hervor.

Aber den wenigsten Menschen, selbst in seinem geliebten Vaterlande, wurde bekannt, unter welchen Verhältnissen und Umständen dieser wahrhaft große Mensch und Österreicher seine Augen für diese Welt schloß.

Unsere Schrift will allen, vornehmlich jenen Völkern, die der verewigte Monarch einst „*seine Völker*“ nannte, davon Kenntnis bringen.

Kaiser Karl hat als tiefgläubiger Katholik das Leben in Freude und herbstem Leid gemeistert. Am größten war er aber in seinem vorbildlich christlichen Sterben.

Es war der Tod „eines Gerechten, der in den Augen des Herrn kostbar ist“.

Der Seligsprechungsprozeß wird von der Kaiser Karl-Gebetsliga für den Völkerfrieden geführt.

Anmeldungen zu dieser Gebetsgemeinschaft und allfällige Rückfragen bitte an das Präsidium der Gebetsliga p. Adr. des Geschäftsführenden Präsidenten zu richten:

Min.Rat Johannes Parsch, Diefenbachgasse 45-47/3/1/7, A-1150 Wien.

Madeira

Der kleine Flußmonitor trieb stromabwärts, dem Meere zu. König und Königin bewohnten die winzige Kabine des Kapitäns. Es war kalt. Eintönig verlief die Fahrt und nachts wurde angehalten. Bei Moldawa gab es eine längere Stockung. Den Grund dieses Aufenthaltes zu erfahren war das Namenstagsgeschenk für den gefangenen Monarchen an diesem 4. November. Nun waren es nämlich die *kroatischen* Lotsen, die sich trotz hoher Geldangebote weigerten, das Königspaar in die Verbannung zu führen. Es mußte ein Serbe gefunden werden.

Tags darauf ging man in Orsova an Land, und die Fahrt wurde im Auto fortgesetzt. Wieder stand die Bevölkerung zu beiden Seiten der Straße. „Küß die Hand!“ riefen die Bauern, und an manchen Stellen knieten die Leute nieder, und viele weinten. So ging es den ganzen Weg entlang, und als das Herrscherpaar den Zug bestieg, mußte es mit entsetzten Augen mitansehen, wie das Volk mit Gewehrkolben zurückgetrieben wurde.

Auf der letzten Station vor Bukarest wollte der rumänische Minister des Äußeren seine Aufwartung machen, wurde aber von den Engländern abgewiesen. In Galatz standen zahlreiche Neugierige. Graf und Gräfin Hunyadi, als die einzige Begleitung, die gestattet wurde, schlossen sich den Majestäten an. Kaiserin Zita hatte unterdessen begonnen, die wenigen, schon recht schadhaft gewordenen Wäschestücke auszubessern. Von Galatz bis Sulina wurde ein kleiner Dampfer benützt, dessen Küche ein früherer Hofkoch besorgte. Er sandte rührende Tröstungsversuche in Form von heimatlichen Gerichten nach oben.

Immer wieder baten die Majestäten um die Ermöglichung einer heiligen Messe, aber auch in Galatz blieben alle Bemühungen vergeblich, da ihnen das Betreten einer Kirche nicht erlaubt

wurde. Um 10 Uhr erschien endlich ein Kapuzinerpater, der das Allerheiligste bei sich trug und den Segen erteilen durfte. Die Verbannten sollten bis Gibraltar ohne Messe bleiben.

In Sulina lag der englische Kreuzer „Cardiff“ vor Anker, auf den sich die Majestäten ohne Aufenthalt zu begeben hatten. Es wurde ihnen die Admiralskabine zugewiesen. Der Kapitän war zunächst abwesend, erwies sich aber, als er von einer Schnepfenjagd heimgekehrt war, als äußerst rücksichtsvoller und ritterlicher Offizier. Um den Monarchen nicht wie einen Gefangenen halten zu müssen, bat er um eine schriftliche ehrenwörtliche Erklärung, die Kaiser Karl ohne weiteres ausstellte. Noch in späteren Tagen bewahrte der Kapitän dieses Dokument in Ehren auf. Während der ganzen Fahrt war ihm anzumerken, wie peinlich seiner ehrlichen Soldatennatur das leidige Amt des Gefangenenerwärters war.

Am 8. November um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr morgens erreichte die „Cardiff“ Konstantinopel. Kaiser und Kaiserin vermochten am Ufer die Stelle zu erkennen, wo sie im Jahre 1918, als Gäste des Osmanischen Reiches, Tee getrunken hatten. Vor der Hagia Sophia stoppte das Schiff. Scharen von Seevögeln stießen durch die Lüfte. Über der märchenhaft schönen Stadt stand ein Regenbogen.

Verlegen erwähnte der Kapitän die von der ungarischen Regierung verbreitete Behauptung, der König sei durch seine Rückkehr in die Heimat wortbrüchig geworden. Er schien erleichtert, als der Monarch diese Ausstreuerung an Hand der bloßen Tatsachen zu entkräften vermochte. Auch gestand er, daß er seine Aufgabe abscheulich finde. Er habe sogleich in London telegraphisch angefragt, wohin die Majestäten zu bringen seien. Da keine Antwort eingelaufen war, habe er Näheres durch den Admiral zu erfahren gesucht, doch hätte sich dieser als ebenso uninformiert erwiesen.

Um 2 Uhr ging Graf Hunyadi an Land, um einen Zivilanzug für den Kaiser zu kaufen. Der Anzug stellte sich leider als zu eng heraus, konnte aber noch rechtzeitig umgetauscht werden. Die Kaiserin bat, einen kurzen offenen französischen Brief an ihre Kinder schreiben zu dürfen, was zwar anfangs verweigert wur-

de, doch übernahm es schließlich der Admiral, den Brief persönlich aufzugeben. Abends langte ein Telegramm von Oberst Strutt ein, daß die Kinder wohlauf seien, doch blieb das weitere Schicksal der kleinen Erzherzoge nach wie vor im Dunkel.

Am 9. November erhielt die „Cardiff“ Befehl, nach Gibraltar auszulaufen, und um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr nachts wurden die Anker gelichtet. Es war eine wunderbare Nacht voll Mondlicht und traumhellem Sternenglanz über dem Wasser. Das Marmarameer war spiegelglatt. In den Dardanellen fiel Nebel ein und ringsum drohten die Wracks der im Weltkrieg versenkten Schiffe. Dem Kapitän war es verboten, anzulegen, und so ging es mit Volldampf quer durch die Reste von Minenfeldern.

In der Ägäis begann es am 10. November gegen 2 Uhr zu stürmen und das Unwetter hielt auch während des 11. November an. Der Kapitän fragte in Malta nach dem Ziel der Fahrt. Wahrscheinlich Madeira, war die Antwort. „I hope it for you“, setzte der Kapitän hinzu und gestand zögernd, es sei von der Insel Asunción die Rede gewesen, deren mörderischem Klima kein Europäer auf die Dauer standhält. Die Kaiserin sah den Kaiser mit entsetzten Augen an. Kaiser Karl war bleich geworden, und Schweißtropfen traten auf die Stirn. „Da könnten wir ja die Kinder niemals wiedersehen!“ war das erste, was er hervorbrachte. Nach einer Pause wischte er den Schweiß ab, lächelte und sagte mit veränderter Stimme: „Wie kleinmütig ich bin. Sie können uns nicht anderswohin schicken, als Gott es bestimmt hat.“

Am 12. November besserte sich das Wetter. Sizilien kam um 2 Uhr in Sicht, dann ging es die afrikanische Küste entlang. Wieder versicherte ein Radiogramm von Strutt, daß die Kinder wohlauf seien. Der Kapitän veranstaltete ein Tontaubenschießen und zum erstenmal nach langer Zeit nahm der Kaiser wieder ein Gewehr zur Hand.

Am 14. November wurde Algier passiert. Nachts herrschte aufs neue stürmisches Wetter. Tags darauf kam die Südküste von Spanien in Sicht und am 16. November um 7 Uhr morgens lief die „Cardiff“ in Gibraltar ein. Noch war keine verlässliche

Nachricht über das Reiseziel zu erhalten. Abends kam der Befehl, sofort nach Madeira auszulaufen, trotzdem solcher Sturm herrschte, daß die nach Tanger beorderten spanischen Kriegsschiffe nicht in See stachen. Der Kapitän verschob die Ausfahrt auf eigene Verantwortung und sorgte dafür, daß am folgenden Morgen eine heilige Messe auf Deck gelesen werde, bei welcher das Kaiserpaar kommunizieren konnte. „I know they are keen about it“, meinte er. Bald danach fuhr das englische Schiff mit seinen Gefangenen an Bord in den Atlantischen Ozean hinaus.

Am 19. November, am St.-Elisabeths-Tage, kam die Verbannunginsel in Sicht. Gespannt blickte das Kaiserpaar auf die an ihren Augen vorüberziehende Küste. Eine Landzunge wurde umschifft, dann öffnete sich, vor einem Hintergrund von welligen Bergzügen, die Sicht auf Stadt und Hafen von Funchal. Aufmerksam nahm der Kaiser das prächtige Bild in sich auf, dann wies er nach rechts in die Höhe, auf die zwei stumpfen Türme einer Bergkirche. „Wie anheimelnd sie an unsere Kirchen daheim erinnert. Gewiß ist es eine Marienkirche. Da gehen wir bald hinauf!“ Es war Nossa Senhora do Monte, die Kirche, in welcher er wenige Monate später bestattet werden sollte.

Der 19. November war ein Samstag. Einer der vielen schicksalhaften Samstage im Leben des Kaisers, der an einem Samstage gefirmt worden war und die Großjährigkeit erreicht hatte, der an einem Samstag geheiratet hatte und der an einem Samstag zum König gekrönt worden war. An einem Samstag traf, zu Beginn des ersten Restaurationsversuches, der heimgekehrte König in Ungarn ein und an einem Samstag vollzog sich die folgenschwere Ablehnung des Thronverzichts, nachdem die zweite Ungarnfahrt gescheitert war. An einem Samstag sollte die Übersiedlung in das Nebelklima des Monte erfolgen. Und ein Samstag sollte jener 1. April 1922 sein, an dem Gott seinen Diener zu sich berief.

Bei der Landung begrüßte ein einheimischer Prälat das Kaiserpaar mit dem deutschen Wort „Willkommen!“ Eine teilnahmevolle Menge war herbeigeströmt und grüßte freundlich. Im Auto fuhren die Majestäten in die Villa Victoria, die ihnen zugewiesen

worden war. Allenthalben begegneten sie ehrfurchtsvoller, stiller Sympathie. Über ausdrücklichen Wunsch des Papstes Benedikt XV. nahm sich der Bischof in besonders herzlicher Weise ihrer an und überließ dem Kaiserpaar den Hausaltar seiner Privatkapelle. Sehr bald war ihnen auch gestattet, das Allerheiligste dauernd unter ihrem Dache zu beherbergen. Nach langer Entbehrung bedeutete dies für den Kaiser einen besonderen Trost und oftmals am Tage sagte er: „Ich will nachsehen, ob das ewige Licht noch brennt.“ Dann wußte man, daß er lange ausbleiben werde, und ließ ihn allein in der Kapelle vor dem König der Könige.

Bald begannen Kaiser und Kaiserin die Stadt und ihre Umgebung kennenzulernen. Graf und Gräfin Hunyadi, die sie auf der Verbannungsfahrt begleitet hatten, blieben lange Zeit die einzige heimatliche Umgebung. Aber die anfänglich eher mitleidige Sympathie der Bevölkerung entflammte sich bald zu heller Begeisterung. Wieder, wie einst in der Schweiz, flogen dem Herrscherpaar die Herzen eines fremden Volkes im Sturme zu. Lächelnd bemerkte der Kaiser: „Fast möchte ich sagen: meine allzeit getreue Stadt Funchal.“

Ruhig vergingen die ersten Wochen. Selten nur, und dann nicht ohne ein jähes Erschrecken, vermochte die Kaiserin und vermochte die engste Umgebung zu erkennen, welches innere Format die äußerlich so schlichte Persönlichkeit des Kaisers erreicht, welchen Höhenweg seine Seele eingeschlagen hatte. Kaiserin Zita erinnerte sich später: „Es war unmöglich, seinem schnellen Aufstieg zu folgen. In sich geschlossen, wie er war, wußte man nie, welche stillen seelischen Fortschritte sein Schweigen verbarg.“

Damals waren Gerüchte im Umlauf, daß Kaiser Karl lebensgefährlich erkrankt sei, wobei man sich bedauerlicherweise nicht des Eindrucks erwehren konnte, der Wunsch, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wissen, sei der Vater des Gedankens gewesen. Es war im Park der Villa Victoria, daß Kaiserin Zita auf diese Ausstreuung zu sprechen kam. Zu ihrer Verwunderung ging ein Ausdruck seelischer Pein über des Kaisers Gesicht und er sagte: „Es geht mir nahe, weil es so grausam ist.“ Dann hob er

seine Augen, blickte auf Nossa Senhora do Monte, die man in der Ferne sah, und fügte mit großem Nachdruck hinzu: „Ich *möchte* nicht hier sterben!“ Bald aber lächelte er wieder und verbesserte sich: „Der liebe Gott wird machen, was Er will.“

In allen diesen Tagen schien der Kaiser innerlich nach Klarheit in einer wichtigen Frage und um einen entscheidenden Entschluß zu ringen. Er habe schon längere Zeit das Gefühl, sagte er, *Gott wünsche von ihm das Opfer seines Lebens* zur Rettung seiner Völker. Fassungslos vermochte Kaiserin Zita kein Wort zu erwidern. Der Kaiser schwieg und schien zu warten. Dann, während seine Augen erneut die Marienkirche am Berge suchten, schloß er mit großer Festigkeit: „*Und ich werde es tun!*“

Kaiserin Zita flehte in ihrem Innern, Gott möge es bei diesem Gedanken bewenden lassen. Der Kaiser jedoch begann von jenem Tage an ihr Ratschläge zu geben, was sie tun müsse, wenn er — vielleicht in kurzer Zeit — nicht mehr bei ihr wäre.

Wochen vergingen, und der täglichen Sorgen gab es Übergang. Da war die Sorge um die Kinder und um die Mutter des Kaisers, da war die Sorge um das Schicksal der Getreuen in Ungarn und um das Schicksal des aus der Schweiz verwiesenen Gefolges, da die immer verzweifelter werdende finanzielle Lage, der sich Kaiser Karl ziemlich ratlos gegenüberfand. Da war die Abgeschnittenheit von aller Welt und die systematische Ablehnung aller Versuche des Kaisers, einen Herrn seiner alten Umgebung zugeteilt zu erhalten. Graf und Gräfin Hunyadi konnten nur vorübergehend auf Madeira bleiben und Hunyadi verließ die Insel, nicht ohne dem Monarchen einen großzügigen Kredit zur Verfügung gestellt zu haben. Was er nicht bedacht hatte, war, daß Kaiser Karl diesen Kredit niemals ausnützen würde.

Das Dienstpersonal, Köchin, Stubenmädchen und ein Diener mit seiner Frau, durfte sich erst um die Weihnachtszeit nach Funchal einschiffen. Graf Revertera und Baron Hye bemühten sich jedoch vergeblich um ein Paßvisum. Niemand war da, der den in Geldsachen unerfahrenen Herrscher hätte beraten können, und das scheinbar planmäßige Fernhalten finanzieller Hilfe wurde zum mittelbaren Anlaß des tragischen Endes. Denn die



Küste von Madeira



Nossa Senhora do Monte



Kaiserin Zita trifft mit ihren Kindern in Funchal ein. Kaiser Karl, der seine Familie erwartete, trägt den kleinen Erzherzog Rudolf auf seinem Arm die Schiffsleiter herab.

Notwendigkeit, sich einzuschränken, ohne recht zu wissen, an welchem Ende damit begonnen werden sollte, trieb den Kaiser aus der teuren Villa Victoria — einer Dependence von Reids Palace-Hotel — hinauf in die Fieberluft des Monte.

Plötzlich, als schon die baldige Ankunft der Kinder zu erhoffen war, traf die beunruhigende Nachricht ein, daß an Erzherzog Robert eine Blinddarmoperation vorgenommen werden müsse. Sofort bemühte sich die Kaiserin um eine Einreisebewilligung in die Schweiz. Angeblich war sie ja „frei“ und teilte nur „freiwillig“ das Exil Kaiser Karls. Ein qualvolles Spiel des Gewährens und Widerrufens begann. Die Kaiserin willigte in die lächerlichsten Bedingungen und Überwachungsmaßnahmen ein und konnte schließlich Anfang Jänner, ohne Begleitung, ihre Reise antreten. Kaiser Karl blieb auf der Insel. Graf Almeida, ein Portugiese, der einst in der österreichisch-ungarischen Armee gedient hatte, war in diesen Wochen seine einzige Gesellschaft.

Knappe, gehetzte Stunden nur war es der Mutter vergönnt, ihr krankes Kind zu sehen. Als die Operation vorüber war und der kleine Erzherzog noch fieberte, mußte Kaiserin Zita die Schweiz wieder verlassen. Am 2. Februar traf sie mit ihren Kindern — Erzherzog Robert ausgenommen — und begleitet von Erzherzogin Maria Theresia, in Funchal ein. Kaiser Karl stand am Mob. Der Jubel der Kinder war unbeschreiblich, als er sie auf dem Schiff begrüßte und stürmisch umarmte. Tränen liefen dem Kaiser über die Wangen, während er den kleinen Erzherzog Rudolf auf seinem Arm über die Schiffsleiter herabtrug. Die Begleitpersonen, die mit den Kindern gekommen waren, erschrakten, wie müde und grau der Herrscher geworden war. Aber vergeblich forschten sie in seinem Gesicht nach einem Zug der Verbitterung und vergeblich horchten sie auf ein hartes Wort.

In seiner Einsamkeit hatte der Kaiser den Entschluß gefaßt, die von einem ortsansässigen Patrizier angebotene Quinta do Monte angesichts seiner schwierigen finanziellen Lage sofort zu beziehen, trotz der wohlgemeinten Mahnung, dies doch erst im Sommer zu tun. Mitte Februar vollzog sich die Übersiedlung in dieses Haus, das bloß für Sommeraufenthalte bestimmt und ein-

gerichtet war. Von schönen Waldungen umrahmt, bot es einen wundervollen Ausblick auf Hafen und Meer, lag jedoch gerade in jener Höhe, in welcher um diese Jahreszeit dicke, feuchte Nebelschwaden den Berg umlagerten. Da größtenteils keine geeigneten Heizvorrichtungen vorhanden waren, und da die Villa überhaupt sehr ferienmäßig gebaut war, troffen die Wände vor Nässe. Die Zimmer waren sehr klein. Angesichts seiner täglich zusammenschmelzenden Barschaft beharrte aber der Kaiser auf seinem Entschluß.

Mit den Kindern war auch ein Teil des größeren Gepäcks eingetroffen, auch Dinge, die im Haushalt benötigt wurden. Dies mußte nun auf den Monte geschafft werden und der Kaiser half beim Umpacken, beim Auf- und Abladen mit. Zwischendurch widmete er sich immer wieder seinen Kindern und betreute auch seine Jüngste, die kleine Erzherzogin Lotti, die noch im Kinderwagen lag. Trotz aller seelischen Qual über das Elend seiner Völker, trotz Sorgen und Heimweh blieb Kaiser Karl in seinem Wesen stets heiter und ausgeglichen. „Es geht uns unverdient gut“, beteuerte er immer wieder.

Nach der Übersiedlung versammelte sich die Familie im Speisezimmer der Villa zum ersten gemeinsamen Gebet, und anschließend wurden alle Räume von Pater Zsambóki eingeweiht, dem jungen Hausgeistlichen, der mit den Kindern und den Erziehungspersonen eingetroffen war.

In den folgenden Tagen nahm Kaiser Karl häufig seine beiden Ältesten, Kronprinz Otto und Erzherzogin Adelheid, auf seinen Spaziergängen mit. Eines Tages geschah es, daß sie unterwegs einem Leichenzuge begegneten. Hinter dem Sarg ging an der Hand seiner schwarz verschleierte Mutter ein schluchzendes Kind. Otto und Adelheid waren erschüttert. „Sicherlich ist sein Vater gestorben. Armes Kind!“ — „Ja. Armes Kind!“ wiederholte der Kaiser. Ein Schatten flog über sein Gesicht.

Am 2. März kehrte der inzwischen völlig genesene Erzherzog Robert, begleitet von Gräfin Korff-Schmising-Kerssenbrock, wieder in die Arme seiner Eltern zurück. Noch einmal, für ganz kurze Zeit, durfte die ganze Familie mit dem Vater vereint sein

— unter Umständen freilich, *die sich am besten dem Schreiben einer Kammerfrau aus jenen Tagen entnehmen lassen, das seiner Ursprünglichkeit wegen hier wortgetreu wiedergegeben sei:*

„Wir sind von Funchal auf den Berg übersiedelt, und da waren fast keine Möbel heroben, und wir mußten fast alle leihweise vom Hotel Victoria nehmen. Unser Transport war auch noch nicht da, mit Wäsche, Geschirr und Glas, und wir mußten daher auch das vom Hotel leihweise mitnehmen. Dieser Tage soll der größere Teil an Betten, Schränken, die ganze Wäsche, Geschirr, Glas, Kübel und Kannen, Wirtschafts- und Wasserservice wieder hinunter ins Hotel. Da habe ich natürlich viel zu tun. Unten wäre es ja sehr schön, aber die armen Majestäten haben kein Geld und konnten das teure Hotel nicht mehr bezahlen, und da hat ein Bankier, der ein Mitinhaber der ganzen Hotels auf der Insel Madeira ist, den Majestäten eine Villa umsonst geboten, was bei der pekuniären Lage die armen Majestäten natürlich dankend annahmen. Nun ist es hier auf dem Monte erst Mai — Juni angenehm, unten haben sie jeden Tag Sonne; auch wenn es regnet dauert es nie lange, hier oben hatten wir wirklich erst drei schöne Tage, sonst immer Regen, Nebel und feucht. Es ist natürlich viel wärmer als bei uns auf den Bergen. Hier oben haben wir kein elektrisches Licht, nur im ersten Stock Wasser und unten in der Küche. Die Villa wäre ganz schön, aber wenig Platz haben wir, trotzdem nur das allernötigste Personal da ist. Zum Heizen nur ganz grünes Holz, das beständig raucht. Gewaschen wird hier nur mit kaltem Wasser und Seife. Gott sei Dank haben wir unseren Waschkessel mit, welcher im Freien aufgestellt ist. Die Leute waschen nur mit kaltem Wasser hier, die Wäsche wird nicht ausgekocht wie bei uns, da muß alles die Sonne bleichen, welche ja tropisch brennt — wenn sie scheint. Leider hatten wir hier wenig Sonne, wir schauen ganz eifersüchtig nach Funchal hinunter, wo sie beständig scheint. Das Haus ist so feucht, es riecht im ganzen Haus nach Moder und bei jedem sieht man den Hauch. Verkehrsmittel sind nur Autos und Ochsen, die man beide nicht bezahlen kann; sonst geht auch eine Bergbahn herauf, aber nicht jeden Tag. Zu Fuß kann man nicht hinunter, da man

fast den ganzen Tag brauchen würde, um zurückzukommen. Der arme Kaiser, der nur drei Mahlzeiten einnimmt, kann abends kein Fleisch bekommen, nur Gemüse und Mehlspeisen, das bedauern wir am meisten. Für uns wäre es ganz gleich, mir fehlt es nicht, aber nicht einmal genug zu essen haben sie hier. Wenn man nur eine Persönlichkeit wüßte, die bei der Entente Einfluß hätte, um zu erwirken, daß die Majestäten eine anständige Villa sich mieten könnten. Man muß den Majestäten eine anständige Apanage geben, damit sie doch das Leben anständig haben, doch das Nötigste; es fehlt ja an allen Ecken und Enden. Der Lehrer der Kinder, der ein Doktor ist, wohnt in einem halbverfallenen Gartenhäuschen mit bloß einem Raum, das notdürftig geflickt wurde. In einem zweiten verfallenen Häuschen mit bloß einem Raum, den man durch eine Bretterwand teilte, sind die beiden Diener mit ihren Frauen, welche auch im Hause als Hausmädchen Dienst machen, untergebracht... Was noch das allerärgste ist, Ihre Majestät kommt im Mai nieder, da soll weder eine Hebamme noch ein Arzt genommen werden. Es ist bloß eine Kinderpflegerin da, die aber keine Erfahrung hat. Also nicht einmal eine richtige Hebamme soll kommen. Ich bin ganz desperat darüber. Ich schreibe ohne Wissen Ihrer Majestät, aber ich kann es nicht zulassen, daß man die zwei unschuldigen Menschen hier in einem gänzlich unzulässigen Hause längere Zeit läßt. Es soll ein Protest eingelegt werden! Die Majestäten werden sich nicht rühren und lassen sich, ohne zu mucken, in ein Kellerloch bei Wasser und Brot einsperren, wenn es von ihnen verlangt würde. In unserer Hauskapelle ist an der Wand ganz dicht der Pilz. In sämtlichen Zimmern könnte man es nicht aushalten, wenn nicht beständig Kaminfeuer wäre. Wir helfen natürlich alle zusammen, um dem Übel abzuhelfen; manchmal wollten wir schon verzagen, aber wenn wir sehen, wie geduldig die Majestäten alles hinnehmen, dann machen wir getrost wieder weiter. Seine Majestät hat schon seit Wochen einen argen Katarrh mit Husten. Erzherzog Karl Ludwig ist auch erkältet im Bett. Kühe gibt es hier viele, aber alle tuberkulos, die Milch muß gut gekocht werden...“

Der Verkehr mit der Heimat war in diesen Tagen infolge der unregelmäßigen Postverbindungen fast zur Gänze unterbunden. Der Kaiser hatte das Gefühl, von allen verlassen, von allen vergessen zu sein.

Aber die Stunden der Verlassenheit vermochten seinen seelischen Starkmut nicht zu beugen:

„Ich bin dem lieben Gott dankbar für alles, was Er schickt.“

Die Vollendung

Am 9. März unternahm Kaiser Karl einen Spaziergang mit dem Kronprinzen und mit Erzherzogin Adelheid, um Korbspielsachen für Erzherzog Karl Ludwig einzukaufen, dessen Geburtstag bevorstand. Als er das Haus bereits verlassen hatte, holte ihn Gräfin Mensdorff ein, um einen Mantel zu bringen, den der Kaiser jedoch ablehnte. Unten in der Stadt war es sehr heiß, und auf dem Heimweg durch die kühlere Nebelregion scheint sich der Kaiser erkältet zu haben.

Tags darauf wurde Erzherzog Karl Ludwigs Geburtstag gefeiert. Es war das letzte Familienfest, dem der Kaiser beiwohnte. Am 14. März ging er zum letzten Male aus und machte Einkäufe. Kaum war er zurückgekehrt, als ihn ein Schüttelfrost befiel. Hustenanfälle und quälende Atemnot stellten sich ein und zwangen zur Bettruhe. Am St.-Josefs-Tag wurde ihm die Freude zuteil, daß in seinem Zimmer ein Hausaltar aufgestellt und die Messe gelesen wurde. Die Krankheit nahm zu.

Aus Ersparungsrücksichten wollte der Kaiser zunächst keinen Arzt zu Rate ziehen und erst nach einer Woche willigte er ein, daß Dr. Monteiro ihn besuche. Es war der 21. März. Dr. Monteiro beurteilte die Sache sehr ernst. Er fand die Lunge angegriffen und empfahl die Beiziehung eines zweiten Arztes, der jedoch dem Monarchen nicht sympathisch war. Es kostete Mühe und einige Überredung, um den Kaiser zu bewegen, seinen Widerstand gegen Dr. Porto aufzugeben. Dr. Porto erschien denn

am folgenden Tage und bestätigte die Ausdehnung des Krankheitsherdes in der rechten Lunge.

Unterdessen traf Graf Josef Károly, der Bruder des unglücklichen Revolutionärs, in Funchal ein und brachte Nachrichten aus der Heimat. Er wurde sofort empfangen. Es war der letzte Besuch, den der Kaiser erhielt.

Am 23. März entschloß man sich, den Kranken aus seinem kleinen, engen Zimmer im ersten Stock, hinab in ein großes, sonnseitiges Zimmer zu tragen, das bisher Erzherzogin Maria Theresia bewohnt hatte. Wieder weigerte sich Kaiser Karl anfangs, auf diesen Vorschlag einzugehen, „um Großmama nicht aus ihrem Zimmer zu vertreiben“. Als man ihn endlich überredet hatte, stieg er selbst auf die Tragbahre und von dieser wieder herab, ohne sich helfen zu lassen. Unterwegs erblickte der Kaiser Graf Károly und richtete sich auf, um den Gast zu begrüßen.

Als das neue Krankenzimmer bezogen war, steckten sehr bald die Kinder ihre Köpfe zur Türe herein und riefen: „Guten Morgen!“, aber der Kaiser, der die Gefahr einer Ansteckung fürchtete, schickte sie fort. An diesem Tage wurden Terpentinjektionen in Erwägung gezogen, durch welche die Krankheit lokalisiert werden sollte.

Am 25. März stieg das Fieber auf 40 Grad. Die ganze Nacht über wurde der Kranke von Hustenanfällen gequält, die alle drei bis fünf Minuten einsetzten, doch vermochte nichts die Geduld und die natürliche Freundlichkeit des Kaisers zu erschüttern. Anfangs besorgte die Kaiserin alle Pflege und alle Nachtwachen selbst und erst viel später ließ sie sich von Gräfin Mensdorff, die eine geschulte Pflegerin war, unterstützen.

Am Sonntag, dem 26. März, wurde im Salon neben dem Krankenzimmer bei halboffener Tür eine Messe gelesen. Das Evangelium von der wunderbaren Brotvermehrung ließ sich der Kaiser nach dem Gottesdienst nochmals vorlesen. Er war glücklich, von Pater Zsambóki zu erfahren, daß er als Kranker ohne weiteres kommunizieren dürfe, auch wenn er des Nachts Flüssigkeiten zu sich genommen habe. Da er jedoch gegen 2 Uhr morgens

ein Biskuit gegessen hatte, sah er davon ab, schon am gleichen Tage um die heilige Kommunion zu bitten, die er während der letzten Zeit sehr entbehrt hatte. Auch fürchtete er eine Profanation wegen seines ununterbrochenen Hustens. Im Auftrage des Kaisers teilte dies die Kaiserin vor Beginn der Messe dem Zelebranten mit. Merkwürdigerweise hörte der Husten des Kaisers während der heiligen Handlung vollständig auf. Anfänglich hatte Kaiser Karl die Türe zum Nebenzimmer nur anlehnen lassen, um nicht gesehen zu werden und um dennoch zu hören. Dann aber ließ er die Türe zur Gänze öffnen: „Ich möchte so gerne den Altar sehen!“

Als nach der Kommunion des Priesters das Confiteor gesprochen wurde, wandte sich der Kranke zur Kaiserin: „Wer kommuniziert?“ — „Gräfin Mensdorff.“ — „Ich möchte auch kommunizieren.“ — „Es ist unmöglich, nur eine Hostie ist da.“ — „Bitte, beeile dich, sag, ich *muß* kommunizieren!“ Die Kaiserin stand auf und als sie zur Türe ging, sah sie, wie der Priester, nach der Kommunion der Gräfin noch eine zweite Hostie aus dem Kelch hob und fragend herüberblickte. Ein inneres Müssen hatte ihn während der Messe veranlaßt, für die Darreichung der heiligen Kommunion noch eine weitere Hostie zu konsekrieren. Die Kaiserin nickte zustimmend, und der Kaiser empfing den Leib des Herrn. Kaiserin Zita meinte, der Kaiser habe das genossene Biskuit völlig vergessen gehabt, aber der Kaiser kam am Nachmittag darauf zurück: „Es war etwas Merkwürdiges mit der heiligen Kommunion heute. Als ich das Confiteor hörte, war mir, als stünde der Heiland neben mir und als sagte er: ‚Es *wird* kommuniziert.‘ Und als ich nicht gleich begreifen wollte und Bedenken hatte, war es, als wiederhole er: ‚Schnell, es muß jetzt kommuniziert werden!‘ oder: ‚Ich will, daß du kommunizierst. Jetzt gibt es kein Hindernis mehr!‘ Da dachte ich an nichts anderes, auch nicht daran, daß ich während der Nacht etwas gegessen hatte. Darum sagte ich, du sollst dich beeilen.“

Das Fieber stand an diesem Tage immer noch auf vierzig Grad. Es wurde deshalb die geplante, sehr schmerzhaftes Terpentineinspritzung am rechten Bein vorgenommen, die eine

Geschwulst hervorrufen und die Entzündung von den Lungen abziehen sollte. Anfangs erfolgte eine gute Reaktion, und der Kranke zeigte sich sehr zufrieden und ruhig. Später aber schwell das ganze Bein an und wurde überaus empfindlich. Da keine wirkliche Besserung festzustellen war, wurde die Einspritzung tags darauf wiederholt, mit dem gleichen Resultat. Wie große Schmerzen der Kaiser litt, merkte man nur, wenn er eingeschlummert war, da er dann bei der geringsten Berührung schmerzlich zusammenzuckte und mit der ausgestreckten Hand unwillkürlich die Decke von der entzündeten Stelle fernzuhalten suchte.

Große Freude bereitete es dem Kaiser, wenn durch das Fenster die Stimmen seiner spielenden Kinder hereindringen, und wenn sie ihn riefen. Er unterschied die Stimme des Kronprinzen, der mit Graf Károly spazierenging und ungarisch sprach. Die Erzherzöge Felix und Karl Ludwig waren ebenfalls an Grippe erkrankt und lagen zu Bett. Zeitweise stand es nicht gut um sie, und der Kaiser erkundigte sich unausgesetzt nach ihrem Befinden. Gräfin Keressenbrock mußte sehr eingehend Bericht erstatten. An diesem Tage — es war der vierte Sonntag in der Fastenzeit — veranstalteten die Bewohner Funchals, wie alljährlich, ihre Prozession nach der Kirche am Monte zu Ehren des kreuztragenden Heilands. Die Teilnahme daran wurde diesmal für die „Gesundung des guten Königs Karl“ aufgeopfert. Nach der Prozession kamen viele Leute vor die Villa, um sich nach dem Kranken zu erkundigen.

Der 27. März brachte eine Verschlechterung im Befinden des Kaisers. Während der Nacht reichte man ihm ein wenig Asplik, das er zuerst nicht annehmen wollte — „weil ich dann nicht die heilige Kommunion empfangen kann“. — „Schau“, meinte die Kaiserin, „du *mußt* ja nicht kommunizieren, aber kräftigen *mußt* du dich. Gott würde es sicherlich nicht anders wünschen.“ Nun nahm der Kaiser das Asplik zu sich und sagte nachher ganz traurig: „Ich weiß ja, daß ich nicht zur heiligen Kommunion gehen *muß*, aber ich *wünsche* es mir so sehr.“ Die Kaiserin sprach nun mit Pater Zsambóki, der die heilige Kommunion für den nächsten Morgen gestattete. Von diesem Tage an empfing der Kaiser

wieder täglich die heilige Kommunion, und mehrmals blieb das Allerheiligste stundenlang in seinem Zimmer ausgesetzt.

Der quälende Husten hatte tagsüber nachgelassen, die Nacht aber war sehr schlecht gewesen. Er hatte geträumt, seine Mutter sei angekommen, und an diesem Tage phantasierte er zum ersten Male. Das Fieber war auf 40,5 Grad gestiegen. Die Atemnot schien unerträglich. Sauerstoff mußte gereicht werden. Als der Kaiser die Oxygenballons sah, fragte er: „Steht es bereits so schlecht, daß ich Sauerstoff nehmen muß?“ Am Nachmittag wurde *doppelseitige* grippöse Lungenentzündung konstatiert und mit Kampfer- und Koffeininjektionen begonnen. Als der Zustand des Kranken sich gegen Abend neuerlich verschlechterte, riet Pater Zsambóki, der Kaiser möge die heilige Ölung empfangen. Als ihm die Kaiserin davon sprach, zeigte sich Kaiser Karl sofort einverstanden und erbat die Spendung des Sakramentes noch für denselben Abend. Vorher mußte ihm die Kaiserin aus dem Rituale alles vorlesen, was die Ölung betraf, damit er später der heiligen Handlung genau folgen könne. Dann verlangte er zu beichten. Da er vor acht Tagen zum letzten Male gebeichtet hatte, versuchte die Kaiserin, ihm diese Absicht auszureden, er aber bestand darauf: „Bevor ich ein neues Sakrament empfangen, will ich beichten.“ — Nachher sagte er lächelnd: „Ich habe eine Lebensbeichte abgelegt.“ Dann bat der Kaiser den jungen Hausgeistlichen nochmals nahe an sich heran und sagte laut und feierlich: „Ich verzeihe allen meinen Feinden, allen, die mich beleidigt haben und allen, die gegen mich arbeiten.“ Und er befahl: „Otto soll kommen.“

Es war 10 Uhr nachts. Man hatte den Kronprinzen bereits geweckt, wunderte sich aber über den Wunsch des Kaisers, der bisher, der Ansteckung wegen, die Kinder niemals im Krankenzimmer geduldet hatte. Als nun Otto kam, rief er ihn ganz nahe an sein Bett: „Er soll alles gut sehen können.“

Als er wieder fortgeschickt wurde, küßte Otto seinem Vater die Hand und der Kaiser lächelte ihm zu. Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, brach der Kronprinz in Tränen aus, „weil der Papa so furchtbar elend ausgesehen hat, mit dem Kreuz in

der Hand, als ob er sterben müßte“. Später setzte er hinzu: „Jetzt verstehe ich, warum die Muttergottes unter dem Kreuz so traurig war.“

Als zum erstenmal die Rede von der heiligen Ölung war, hatte Kaiser Karl freundlich und ruhig und ohne jede Klage gesagt: „Ich danke dem lieben Gott, daß dieser Tag zu Ende geht. Ich habe gar nicht gewußt, daß es einen so mühsamen Tag geben kann.“ Nicht einmal der Kaiserin war, bei aller Aufmerksamkeit, aufgefallen, daß er gerade an diesem Tage so viel gelitten hatte, da die unerschöpfliche Geduld und die Anspruchslosigkeit des Kaisers alle Schmerzen nach außen zu bagatellisieren wußte. Nach der letzten Ölung, um 11 Uhr nachts, trat eine Besserung ein, und die Nacht verlief ruhig. Zum erstenmal gestattete die Kaiserin, daß Gräfin Mensdorff ihr während der Nachtwache helfe, und zum erstenmal seit 14 Tagen ruhte Kaiserin Zita ein wenig aus. Sie blieb jedoch angekleidet. Um 7 Uhr erhob sie sich wieder und setzte sich ans Bett des Kaisers. Als sich nun Gräfin Mensdorff ihrerseits nicht zur Ruhe legen wollte, befahl ihr die Kaiserin ausdrücklich, zu Bett zu gehen und sagte: „Wenn Sie jetzt nicht schlafen gehen, so dürfen Sie mir nicht weiter helfen und dürfen die nächste Nacht auch nicht wachen.“

Die Nachtwachen waren aufreibend. So wenig der Kranke irgendwelche Wünsche äußerte, um die Pflegepersonen in keiner Weise zu ermüden, so selbstverständlich ergab es sich, daß man dem Kaiser möglichst oft eine andere Lage geben mußte, um seine Atemnot zu erleichtern. Da er immer wieder darauf drang, daß die Kaiserin sich ausruhen möge, stellte sich Kaiserin Zita oftmals schlafend und beobachtete unterdessen den Kranken unter halbgeschlossenen Lidern.

Die Besserung hielt nicht an. Am Vormittag des 28. März äußerte der Kaiser den Wunsch, man möge Primas Czernoch und Kardinal Piffl telegraphisch von seinem Zustand verständigen. Man wollte den Kaiser ursprünglich bei der Meinung belassen, es handle sich um eine schwere Bronchitis, er aber ließ sich nicht täuschen, sondern sprach lächelnd von der „sogenannten“ Bronchitis. Abends wurde ein neuer Entzündungsherd in der

Lunge festgestellt. Das Fieber stand weiterhin über vierzig Grad. Als die Ärzte gegangen waren, fragte der Kaiser: „Was haben sie gesagt?“ — „Sie sind zufrieden.“ — Aber der Kaiser schüttelte lächelnd den Kopf und meinte: „Soviel Portugiesisch kann ich schon, um ihre Bemerkungen zu verstehen.“

Untertags erkundigte sich Kaiser Karl nach dem Befinden des Kronprinzen. Man konnte ihm mitteilen, daß Otto Gott sei Dank ganz wohl sei. Darauf sagte der Kaiser: „Der arme Bub. Ich hätte es ihm gestern gerne erspart. Aber es war nötig, ihn zu rufen, des Beispiels wegen. Er soll wissen, wie man sich in solchen Lagen benimmt — als Katholik und als Kaiser!“

Er schlummerte ein wenig und die Kaiserin nahm eine Zeitung aus Wien zur Hand. Der Kaiser öffnete die Augen und bat sie, ihm vorzulesen. Da ihn aber jede Konversation ermüdete, sagte sie: „Es steht nichts Interessantes darin.“ Nun wünschte er aus den portugiesischen Zeitungen die letzten Telegramme über die Konferenz von Genua zu hören, und als die Kaiserin entgegnete, dies würde ihn ermüden, sagte er sehr energisch: „Du weißt, daß dies ganz einerlei ist. Es ist meine *Pflicht*, am laufenden zu bleiben, nicht mein *Vergnügen*. Bitte lies!“

Nachmittags phantasierte er wieder. Diese kurzen Bewußtseinstrübungen enthüllten stets aufs neue sein Innerstes und seine verborgensten Gedanken. Sie kreisten um die Kinder, um die Heimat, um die Armee, um die Herrscherpflicht. Bald waren es die Wiener Kinder, denen er Milch verschaffen wollte, bald sorgte er um einen Trunk Wasser für einen verschmachtenden tschechischen Soldaten im Lazarett. Und immer wieder quälte ihn die unterlassene Räumung Siebenbürgens vor dem Rumänen einbruch, um die er in atemlosen Wortgefechten mit Tisza rang.

Von diesem Tage an fragte der Kaiser wiederholt nach dem Ende der Woche. „Ist heute Freitag?“ erkundigte er sich bereits am Dienstag. „Kommt bald Freitag? Was für ein Wochentag ist heute?“ Es war, als könne er das Ende der Woche nicht erwarten.

Mittwoch, 29. März. Die Nacht war ruhig gewesen bis 2 Uhr morgens. Um 4 Uhr trat die erste Herzschwäche ein. Die Ärzte

bezeichneten sie als Krise. Stündlich sollte Leinsamen mit Senf aufgelegt werden. Den Kaiser ekelte vor dieser Prozedur und er sagte: „Jetzt fangen sie an, mir mein ganzes reines Bett zu beschmieren.“ Anfangs war es ihm äußerst peinlich, sich von Gräfin Mensdorff die Wickel anlegen zu lassen, und er war dankbar, als die Gräfin meinte, es genüge, wenn er den rechten Arm aus dem Hemd gebe. Er schlummerte und phantasierte mehrmals. Bald aber wuchsen wieder die Beklemmungen, und die Atemnot nahm zu. Zwischen diesen Anfällen fragte der Kaiser stets nach den Kindern: wer von ihnen gesund sei, welche Temperaturen die kranken hätten. Die Erzherzoge Karl Ludwig und Felix lagen gleichzeitig an Lungenentzündung zu Bett, und Erzherzog Robert hatte sich eine Darmerkrankung zugezogen. Auch alles Personal war der Reihe nach von der Grippe befallen worden. Weiters fragte der Kaiser nach Graf Károly und ob gute Nachrichten aus der Heimat gekommen seien. Der Kranke wechselte trotz des hohen Fiebers ohne Schwierigkeit von einer Sprache in die andere. Er begrüßte die Ärzte französisch und sprach mit Gräfin Mensdorff tschechisch bis in die letzten Stunden.

Die Kaiserin pflegte die Hand des Kranken zu halten, was seine Angstgefühle während der qualvollen Erstickungsanfälle zu beruhigen schien. Als sie ein wenig ausruhen mußte, bat sie Gräfin Mensdorff, nun ihrerseits des Kaisers Hand zu halten. Kaiser Karl entschuldigte sich jedesmal, wenn er sich in seiner Not an die Hand der Gräfin geklammert hatte und sagte, noch nach Atem ringend: „Verzeihen Sie, bitte. Es ist schon so, ich kann nichts dafür, aber es beruhigt mich.“ Seine Hände waren unstill geworden und fuhren mit suchenden Bewegungen über die Bettdecke. Wiederholt betrachtete er seine Fingerspitzen, die seit Montag angefangen hatten, blau zu werden. Die Schmerzen im Bein schienen unerträglich zu sein. Schon war es der dritte Tag, daß diese Tortur anhielt, und daß er nicht vermochte, sich auf die rechte Seite zu legen. „La jambe vous fait mal?“ fragte der Arzt. — „Pas du tout.“ — Aber der Arzt konstatierte: „Elle doit même vous faire très mal.“ Nicht einmal seiner Gemahlin gegenüber wollte Kaiser Karl zugeben, wie sehr er litt. „Ich habe

dem lieben Gott versprochen“, sagte er in der Nacht zur Kaiserin, „mich, so lange ich krank bin, ganz der Pflege zu überlassen, keinen unnötigen Handgriff zu tun, sondern Ihm zuliebe alle Vorschriften zu befolgen.“ So lag er still und ohne Wünsche zu äußern, blieb auch gelegentlich, um niemanden zu ermüden, trotz der Atemnot in zu niedriger Lage. Und eben weil er so ruhig dalag, wollte ihn niemand belästigen. So litt er schweigend, und ohne irgendeine Klage laut werden zu lassen. Einmal glitt eine Wärmeflasche aus ihrer Umhüllung und berührte die Injektionsstelle. Er biß sich zuerst auf die schmerzverzerrten Lippen und sagte dann ganz ruhig: „Es liegt etwas auf meinem Fuß. Bitte, gib das weg, es brennt so stark.“ Kaiserin Zita trat an die falsche Seite des Bettes und verlor Zeit, bis sie zu ihrem Schrecken die heiße Wärmeflasche auf der Geschwulst fand, ohne daß der Kranke in der Zwischenzeit auch nur ein Wort der Ungeduld geäußert hätte. Wieder waren seine Phantasien, aber auch seine wachen Gedanken mit den Kindern beschäftigt: „Ich sehne mich so nach den Kindern. Aber bitte, laß sie nicht herein, es wäre zu unvorsichtig.“

Gegen Mittag verließ die Kaiserin für ganz kurze Zeit das Krankenzimmer. Händewaschen, Kinderbesuch und das Essen erledigte sie in acht Minuten. Der Kaiser war dankbar, als sie wieder erschien, und sagte: „Was, nur acht Minuten? Mir schien es viel, viel länger.“ Sie blieb nun unausgesetzt bei ihm. Nur während er schlummerte, in den frühesten Morgenstunden, begab sie sich in die Kapelle und bat den Priester, ihr die heilige Kommunion zu reichen.

Donnerstag, 30. März. In der Nacht litt der Kaiser sehr. Im Schlaf wiederholte er mehrmals: „Ich bin müde, so müde...“ Dann, als er erwacht war, sagte er zu Erzherzogin Maria Theresia: „Ich bitte dich, Großmama, sieh zu, daß ich nicht so schwitzen muß.“ — „Die Ärzte sagen, daß es dir gut tut.“ — „Aber ich fürchte, ich werde es nicht mehr lange aushalten können.“ Die Erzherzogin wies mit der Hand auf das Kruzifix und sagte „... Der für uns Blut geschwitzt hat.“ Kaiser Karl folgte ihrem Finger und umfing das Bild des Gekreuzigten mit einem langen

Blick. Dann neigte er mehrmals bejahend das Haupt. Von diesem Augenblick an erwähnte er mit keinem Wort mehr die Qualen des Schwitzens, die sich bis zu seinem Tode fortsetzen sollten.

„Wie mager ich geworden bin“, sagte er einmal, seine abgezehrten Arme betrachtend.

Am Abend machte sich eine kleine Besserung bemerkbar. Die Ärzte ordneten eine zweite Terpentinjektion an, diesmal am linken Bein. Obwohl Kaiser Karl wußte, welche Schmerzen ihm bevorstanden, und daß er sich von nun an weder rechts noch links werde aufstützen können, zeigte er sich sofort in freundlichster Weise bereit und traf alle Vorbereitungen. In der Nacht wurden zwei neue große Entzündungsherde in der Lunge konstatiert. Die Ärzte setzten sechs Schröpfköpfe am Rücken an. Der Kranke verspürte einige Erleichterung, aber sie war mit Schmerzen erkauft. Da man die gleiche Prozedur später noch fünfmal vornahm, wurde der Rücken des Kaisers allmählich zu einer einzigen Wunde, die nun auch das Liegen in gerader Haltung zur Qual machte. Aber man vernahm keine Klage und keinen Seufzer. Die Ärzte dachten an eine Bluttransfusion und die erste, die sich anbot, war die Kaiserin. Doch wurde dieser Gedanke wieder fallengelassen.

Nachmittags phantasierte der Kaiser stark. Er glaubte, Österreicher seien gekommen und wollten empfangen sein. „Aber ich kann doch nicht, ich bin ja so schwach.“ Die Kaiserin suchte ihn zu beruhigen und sagte: „Da du krank bist, will ich gehen und die Gäste empfangen.“ Aber der Kaiser ließ nicht ab: „Nein“, fieberte er weiter, „da sie doch so weit hergekommen sind, will ich sie nicht abweisen. Führe sie herein, ich will ihnen wenigstens zunicken.“ Er versuchte mit vieler Mühe zu grüßen und setzte hinzu: „Aber es macht mich so müde, so müde.“ Dann träumte er, daß er österreichischen Studenten einen staatswissenschaftlichen Vortrag über die Regierung der Habsburger halte, unterbrach sich aber und sagte, hellwach: „Ist das nicht ungeschickt? Es ist nichts zu machen, es läßt mich nicht los und ermüdet mich dabei so sehr.“ Er war sich nämlich stets bewußt, wann er phantasiert hatte. Einmal wurde er ganz weich und trau-

rig und flüsterte der Kaiserin zu: „Arme kleine Elisabeth! Was die jetzt schon alles durchmachen muß.“ *

In der Nacht schrak er mehrmals auf: „Wo sind wir? Sind wir sicher alle am Monte? Auch alle Kinder? Sind alle beisammen, geschieht ihnen nichts?“ — „Nein, Majestät“, antwortete Gräfin Mensdorff, „die Korffi ist bei ihnen.“ Und er beruhigte sich wieder. Als ihn Gräfin Mensdorff am Morgen umbettete, hörte sie den Kranken sagen: „*Es ist doch gut, daß es ein Vertrauen auf das heiligste Herz Jesu gibt. Sonst wäre das alles nicht zu ertragen.*“

Freitag, 31. März. Die Nacht war verhältnismäßig ruhig und das Fieber sank vorübergehend auf 39,5 Grad. Fünfzig bis fünfundfünfzig Atemzüge in der Minute. In der Nacht rief er: „Mama“ und „Max, bist du es?“ Seine Stimme war laut, trotz der furchtbaren Atemnot. Es wurden zweimal je sechs Schröpfköpfe angesetzt. Anna Hubalde kam herein und trug eine eingehüllte Wärme flasche im Arm. Er fragte: „Ist es das Kleine? Geben Sie es her!“ Seine Arme waren entzündet von den häufigen Injektionen und die aufgelegten Senfpflaster verbrannten den von den Schröpfköpfen verwundeten Rücken derart, daß vier große Brandblasen entstanden. Eine Rückenlehne war im Bett angebracht worden, aber der Kranke saß sehr schlecht. Der Kopf mußte aufgebunden werden, da ihn der Kaiser nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Er wollte ausspucken, fragte aber zuerst, in Sorge ob der Ansteckungsgefahr: „... die Kinder da?“ — „Nein“, beruhigte ihn die Kaiserin, „sie sind nicht da.“ — „Ich habe etwas beim Paravent gehört.“ — „Nein, unsere Kinder sind nicht da.“ — „Die unseren nicht. Aber ich will keinem Kind diesen Schmerz antun.“

Während seiner Todeskrankheit zeigten sich die Selbstbeherrschung, die innere Zähigkeit und die scheinbar unerschöpfliche seelische Kraft des Kaisers so deutlich wie noch

* Erzherzogin Elisabeth kam am 31. Mai 1922, nach dem Tode des Kaisers, in El Pardo bei Madrid zur Welt. Für den Fall, daß das erwartete Kind eine Tochter wäre, hatte Kaiser Karl den Namen Elisabeth gewählt, in Erinnerung des Ankunftstages auf der Verbannunginsel.

nie. Die Ärzte behaupteten, noch keinen Fall von solcher Willensstärke erlebt zu haben. Nahezu unerklärlich blieb ihnen, wie der Kranke seine geistigen Fähigkeiten trotz des hohen Fiebers, trotz Schmerz und Unbehagens und trotz der unsäglichen körperlichen Schwäche zu meistern wußte. Ein einziges Mal irrte er sich und begrüßte die Ärzte auf Deutsch, verbesserte sich aber sofort auf Französisch. Täglich erkundigte er sich nach dem Befinden des Gärtners und des Portiers, die beide erkrankt waren. Niemals bat er um eine Erleichterung.

Am späten Nachmittag dieses Tages war der Kranke besonders müde und elend, da ihn die unausgesetzten Hustenanfälle seit langem nicht richtig hatten schlafen lassen. Kaiserin Zita nahm das Herz-Jesu-Bild hervor, das stets unter seinem Polster lag, und hielt es dem Kaiser vor Augen. Sie sagte, es sei unbedingt nötig, daß er ein wenig Schlaf finde, und er möge den Heiland darum bitten. Kaiser Karl blickte auf das Bild und sagte eindringlich und voll Vertrauen: „Lieber Heiland, bitte, laß mich schlafen.“ Er schlief sogleich ein und schlief drei Stunden. Eine Ahnung, so erschreckend und so erschütternd, daß sie auch nicht annähernd in Worte zu fassen war, dämmerte auf: Wie, wenn der Kaiser bloß mit aller Intensität zu *wollen* brauchte, wenn er nur mit innerster Entschlußkraft *zurückzunehmen* brauchte, was er dargebotten hatte —?

Das notwendige Elixier, das einzige Mittel, um das Atmen des Kranken zu erleichtern, war Sauerstoff. Er mußte in Beuteln aus Funchal geholt werden, aber es gab deren nur wenige und jeder Ballon reichte nur für sieben Minuten. Da der Kaiser so furchtbar nach Luft rang und kaum einen Augenblick zur Ruhe kam, glaubte die Kaiserin, sie müsse ihm Mut zureden. Sie sprach davon, wie schwer es sei, immer geduldig zu bleiben und niemals aufzubegehren. Er sah sie erstaunt an und sagte: „Aufbegehren? Murren? Wenn man den Willen Gottes kennt, ist alles gut.“ Und nach einer Weile: „Ich will dir jetzt ganz klar sagen, wie es mit mir ist: *Mein ganzes Bestreben ist immer, in allen Dingen den Willen Gottes möglichst klar zu erkennen und zu befolgen, und*



Kaiser Karl und Kaiserin Zita verlassen die Kathedrale von Funchal



Wohn- und Sterbehaus des Kaisers auf dem Monte



In tiefer Trauer



Des toten Kaisers letzter Gang

zwar auf das Vollkommenste. „Nach geraumer Zeit wiederholte er: „Nur nicht murren.“

Es war Abend geworden. Die Kaiserin hatte es übernommen, alle Gebete des Kaisers an seiner Stelle zu verrichten, damit der Kranke sich nicht anstrengen müsse. Sie bemerkte, wie sich trotzdem die Lippen des Kranken immer noch bewegten und bat ihn, er möge doch endlich zu schlafen versuchen. Sie habe wirklich alles an seiner Stelle gebetet. Kaiser Karl versicherte: „Ich bete wirklich nur noch um die Beseitigung des Schismas in Böhmen.“ — „Auch das habe ich bereits für dich getan.“ — „Wohl aber nur einmal. Ich bete tagsüber so oft in dieser Sache. Ich kann nicht oft genug darauf zurückkommen. Und auf alle übrigen Anliegen.“ — „Auch für diese habe ich gebetet.“ Der Kaiser sah sie lächelnd an: „Du weißt ja gar nicht, wieviel ich außerdem noch bete.“ — „Auch dafür ist gesorgt“, entgegnete sie. „Ich habe für alles gebetet, wofür du sonst zu beten pflegst. Der liebe Gott weiß genau, wofür es ist, wenn auch *ich* es nicht weiß.“ Da nickte er.

Aber noch immer vermochte der Kaiser nicht einzuschlafen und war sehr unruhig. Die Kaiserin saß an seinem Bett und hielt seine Hand. Sie fragte schließlich, was ihn beunruhige und er entgegnete: „Nichts. Danke, es ist alles gut. Ich kann nur nicht schlafen.“ Nach weiterem Fragen gab er endlich zu: „Ich hätte gerne etwas Wasser — aber nur, wenn du deswegen nicht aufstehen mußt und dich nicht ermüdest.“ Die Kaiserin stand sofort auf und brachte das Wasser. Es freue sie doch, ihm etwas reichen zu können, deswegen säße sie ja an seinem Bette. „Ach“, meinte der Kaiser, „ich schwanke ja immer zwischen meiner unendlichen Liebe zu dir, meiner unendlichen Liebe zu den Kindern und meinem Egoismus.“

Ein Glas Wasser: das war es also, was er seinen Egoismus nannte.

Sehr spät, als die Schatten der Nacht schon alles einhüllten, seufzte er im Fieber: „*Ach, warum — warum lassen sie uns nicht nach Hause? Ich möchte mit dir nach Hause gehn!*“

Endlich schlummerte er ein wenig ein. In dieser Nacht gönnte sich auch die Kaiserin wieder etwas Ruhe und überließ Gräfin Mensdorff den unmittelbaren Krankendienst. Es war die Nacht von Freitag, den 31. März, auf Samstag, den 1. April.

Nach kurzer Zeit erwachte der Kaiser, richtete seine Augen auf das Kruzifix und begann zu beten. Er war so schwach, daß Gräfin Mensdorff ihm helfen mußte, die Hände zu falten. Nach einer Weile sagte er: „Ich kann nicht mehr. Ich bin so müde.“ Die Gräfin bat: „Majestät sollen lieber schlafen.“ Er aber entgegnete: „*Ich habe noch so viel zu beten!*“

Gegen 5 Uhr morgens trat eine Herzschwäche ein. Das Fieber sank auf 37,7 Grad, stieg aber sogleich wieder auf 38,1 und 38,3 Grad.

Bisher war der Kranke stets darauf bedacht gewesen, sich jedermann verständlich zu machen. Nun aber nickte er nur noch freundlich, lächelte und versuchte keine weitere Verständigung. Inzwischen war die Kaiserin, die noch in der Nacht kommuniziert und sich dann etwas zur Ruhe gelegt hatte, wieder ans Krankenbett zurückgekehrt. Pater Zsambóki kam, erteilte dem Kaiser den Krankensegen und überbrachte den eben eingelangten päpstlichen Segen.

Um 7 ¼ Uhr wurde der Kaiser, da sein Bett erneuert werden sollte, auf die andere Liegestatt hinübergehoben. In diesem Augenblick trat plötzliche Gelenkstarre ein, die ihm minutenlang verwehrte, die Arme zu bewegen. Furchtbare Beklemmungen ließen den Kranken nach Atem ringen und das Fenster mußte aufgerissen werden. Mit eisernem Griff umkrampfte der Kaiser die Hand der Kaiserin. Erzherzogin Maria Theresia schützte die Augen des Kranken mit einem Kissen gegen das nebelig blendende Licht. „Bitte, Großmama, ermüde dich nicht“, entrang es sich den blaugewordenen Lippen. Die Hände und die Arme des Kaisers waren erkaltet. Die Ärzte gaben Kochsalzinjektionen. Ihr Urteil: „Zwei Stunden noch.“

Beide Ärzte weinten wie Kinder und Dr. Porto rang die Hände: „Alles ist verloren, wenn jetzt nicht ein Wunder geschieht!“

Durst quälte den Kranken, und das Fieber stieg auf 39,1. Immer rascher ging der Puls. Als ein Arzt hinter dem Paravent die Injektionen vorbereitete, fragte der Kaiser im Fieber: „Guter Dr. Delug, was machen Sie immer?“ Sofort aber, sich erinnernd, daß Dr. Delug ja in Wien sein müsse, schüttelte er den Kopf und entschuldigte sich: „Ach nein.“ Dann fragte er nach Mutter und Bruder.

Kaiserin Zita ging nun daran, das Bett des Kranken fertigzumachen und bat Gräfin Mensdorff, unterdessen die Hand des Kaisers zu halten. Kaiser Karl wandte den Kopf und lächelte seiner Gemahlin dankbar zu. Dabei fiel das volle Licht auf sein Gesicht. Trotz aller Beherrschung erschrak die Kaiserin sichtlich beim Anblick der todegezeichneten Züge. Mühsam brachte sie die Frage hervor, wie er sich fühle und er antwortete: „Gut.“

Bald darauf überfiel ihn ein Schüttelfrost. Mißbilligend bewegte der Kaiser den Kopf und meinte: „Ich kann nichts dafür.“ Die Kaiserin war hinausgegangen, um die Ärzte zu verständigen, aber schon nach kurzer Zeit begann der Kranke nach ihr zu rufen: „Komm bald wieder! Warum bleibst du so lange fort?“ Dann wandte er sich zu Erzherzogin Maria Theresia, die wieder ein Kissen gegen das Licht hielt: „Großmama, mach dich doch nicht müd.“ — „Aber ich tu es ja gerne.“ — „Ja, angenehm ist es schon“, gestand er. Als Gräfin Mensdorff die Kopfpolster zurechtrückte, sagte er: „Ich danke vielmals, Gräfin, ich danke für alles.“ Stets aufs neue wiederholte er: „Ich muß mich bedanken. Ich habe mich nicht genug bedankt.“

Als er nun ruhig in seinen Kissen lag, wurde ihm etwas leichter. Plötzlich begann er bei vollem Bewußtsein, feierlich und mit Nachdruck: „Ich erkläre nochmals das Novembermanifest für null und nichtig, weil es erzwungen ist. Und kein *Mensch* kann mir das nehmen, daß ich der gekrönte König von Ungarn bin.“

Gegen 9 Uhr fragte der Kaiser, welcher Tag heute sei. „Muttergottes-Tag“, antwortete die Kaiserin. — „Samstag also“, bestätigte der Kaiser erfreut.

Als sich sein Zustand nach 9 Uhr sichtlich verschlechterte, ging Erzherzogin Maria Theresia zu Pater Zsambóki mit der Bit-

te, Seiner Majestät die heilige Kommunion zu spenden. Kaum hatte der Kaiser erfahren, daß das Allerheiligste anwesend sei, als er mit Sehnsucht danach verlangte und das Sakrament mit großer Freude empfing.

Ein Sonnenstrahl brach durch den Nebel, als die Agonie einsetzte. Während die Kaiserin wieder die Polster zurechtrückte, bat er: „Ich will bei dir ausruhen, komm, setz dich zu mir. Halte mich und stütze mich. Jetzt hab ich genug gebetet, ich kann nicht mehr, *ich will nach Hause, ich will mit dir nach Hause*. Bitte, sieh zu, daß man mich schlafen läßt ...“ Die Kaiserin kam an das rechte Kopfende des Bettes. Sie saß halb auf dem Bett und halb auf einem Sessel, der mit Polstern erhöht war. Der Kaiser lehnte seinen Kopf an ihre linke Schulter und seine Stirne berührte die Wange der Kaiserin. Ihr Arm war um seine Schulter geschlungen und mit der rechten Hand hielt sie die seine oder wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Neben ihr kniete Erzherzogin Maria Theresia. Ihnen gegenüber, am linken Kopfende des Bettes hielt Pater Zsambóki kniend das Allerheiligste, mit dem er den Sterbenden öfters segnete. Die Kaiserin glaubte bemerkt zu haben, daß der Kaiser etwas wünsche und fragte danach. Er aber schüttelte verneinend den Kopf. Sie frug abermals und erhielt keine Antwort. Aber die Kaiserin spürte, daß etwas ihn quälen müsse und drang in ihn, dem Heiland zuliebe ihr doch zu sagen, was er wünsche. „Wie viele Leute sind da?“ fragte er nun. — „Die Großmama“, antwortete sie, „Pater Zsambóki, Gräfin Mensdorff.“ — „Dann bitte die beiden letzteren, nicht ihr — mich ein wenig aufzusetzen.“

Kaum war er höher gebettet, kam es wieder von seinen Lippen: „*Gehn wir nach Hause, gehn wir zusammen nach Hause — wir sind ja schon so nah. Warum wollen sie uns nicht nach Hause lassen?*“

Das Fieber war wieder auf 39,7 Grad gestiegen. Der Sterbende schien zu fühlen, wie schwer sein Kopf auf der Schulter der Kaiserin lastete und fragte: „Soll ich weg?“ — „Nein.“ — Nach kurzer Pause wieder: „Bist du müde? Du solltest spazieren gehen: Wann gehst du?“ — „Sobald du wieder gesund bist.“ Er nickte und lächelte.

Nach einer Weile versuchte die Kaiserin vorsichtig, eine andere Stellung einzunehmen. Der Kaiser sagte: „Ja.“ Nun kniete sie an seinem Bett nieder, aber schon nach wenigen Minuten kam seine sehnsüchtige Frage: „Bist du nicht mehr müde?“ — „Nein. Ich war es überhaupt nicht.“ — „Dann komm, bitte, wieder. Ja, so ist es gut.“

Wieder trübte das Fieber sein Bewußtsein und er fragte: „Wann kommt Mama?“ Bald darauf wandte er sich zur Kaiserin: „Nicht wahr, du vergißt nicht: der König von Spanien wird dir helfen. Er hat es mir versprochen.“ Dabei streckte er die Hand aus, als wolle er zeigen: mit Handschlag versprochen. Die Kaiserin dachte, er delirierte und stimmte zu. Er aber schlug die Augen auf, sah ihr völlig klar ins Gesicht und wiederholte: „Vergiß es nicht. Nimm es wirklich an. Du kennst ihn ja. König Alphons ist ritterlich, aber auch so — so —“ Er machte mit der Hand Bewegungen von rechts nach links, die Unentschlossenheit ausdrückten. „Aber“, fuhr er fort, „er hat es mir fest versprochen.“ Der Kaiser hatte aber König Alphons seit Jahren nicht mehr gesehen. *

Es war 10 Uhr geworden. Plötzlich sagte der Kaiser — wieder ganz deutlich und mit starkem Ausdruck —: „*Ich muß soviel leiden, damit meine Völker wieder zusammenfinden.*“ — Die Kaiserin flüsterte ihm zu: „Bitte doch den lieben Gott recht inständig. Er möge dich gesund machen.“ Der Kaiser faltete die Hände und sprach: „Bitte, lieber Heiland, *wenn es Dein Wille ist*, so mache mich wieder gesund.“ Gleich darauf fühlte ihn die Kaiserin gleich-

* Als die Kaiserin mit ihren Kindern später in Spanien eingetroffen war, erzählte ihr König Alphons, er sei in der Nacht vor dem Tode Kaiser Karls von dem Gefühl übermannt worden, es werde, wenn der Kaiser sterben sollte und wenn er, der König, sich dann nicht der Witwe und der Kinder annehme, seine eigene Frau und seine eigenen Kinder einst ein ähnliches Schicksal treffen. Er habe erst Ruhe gefunden, nachdem sein Vorsatz gefaßt war, der verwaisten Familie nach dem voraussichtlichen Tode Kaiser Karls in Spanien ein Asyl zu gewähren. König Alphons war nicht weniger erschüttert als Kaiserin Zita, als ihm diese darauf erzählte, was Kaiser Karl kurz vor seinem Tode gesagt hatte.

sam innerlich erschauern. Sie blickte erschreckt in sein Antlitz. Er aber lag ganz ruhig, mit geschlossenen Augen, so daß die Kaiserin glaubte, sich getäuscht zu haben. Aber noch einmal durchbebte ihn der seltsame Schauer. Gleich darauf hob der Kaiser die unter der Decke gefalteten Hände zum Allerheiligsten und flüsterte: „Lieber Heiland — bitte.“ Darauf, als wäre eine Antwort erfolgt, begann er einen Akt der vollkommenen Reue: „Oh, mein Gott, diese und alle meine Sünden und Unvollkommenheiten bereue ich von ganzem Herzen, weil ich dadurch Dich, mein Gott, beleidigt, Dir mißfallen habe!“ Einen Vorsatz schloß er nicht an. Erzherzogin Maria Theresia, die für kurze Zeit das Zimmer verlassen hatte, kam in diesem Augenblick zurück. Sie erschrak über den Ausdruck in den Gesichtern des Kaiserpaars. Was war hier vorgegangen? Welche Erkenntnis, die sich in Worten nicht ausdrücken ließ, hatte sich der beiden bemächtigt?

Gleich darauf hörte sie die Stimme des Kaisers: „*Lieber Heiland, beschütze unsere Kinder: Otto, Mädi, Robert, Felix, Karl Ludwig.. Wie geht es weiter?*“ Die Kaiserin half ihm: „Rudolf“, und er fuhr fort: „Rudolf, Lotti und das ganz, ganz Kleine. *Bewahre sie an Leib und Seele, laß sie lieber sterben als eine Todsünde begehen. Amen! Dein Wille geschehe. Amen!*“ Die letzten Worte sprach er ganz laut, mit besonderem Ernst und Nachdruck, bei jedem Worte den Kopf neigend. Dann lag er zurückgesunken, mit geschlossenen Augen. Etwas später hörte man ihn sagen: „*Jesus, Jesus, Jesus, komm!*“ Es war zwischen 11 und ½ 12 Uhr.

Die Kaiserin betete ihm Stoßgebete vor, die auf den Tod Bezug hatten. Heroisch, wie so oft in ihrem Leben, nahm sie keinen ausdrücklichen Abschied. Sie wollte seine Seele, die schon ferne schien, nicht wieder in Sorge, Mühsal und Schmerz zurückholen. Das letzte Wort, das Kaiser Karl auf dieser Welt ihr zuflüsterte, war: „*Ich liebe dich unendlich!*“

Wieder wurde ihm, um seine Atemnot zu erleichtern, Sauerstoff zugeführt. Als der Ballon verbraucht war, betete er laut: „Jesus, Dir leb' ich, Jesus, Dir sterb' ich, lieber Jesus, komm!“ Dann seufzte er: „Ich will ausruhen, ich bin so müde.“

Etwa eine halbe Stunde vor dem Ende öffnete er die Augen, richtete sie erst auf das Allerheiligste, dann auf Pater Zsambóki und flehte: „Heilige Kommunion!“ Die Kaiserin fragte, ob er wirklich kommunizieren wolle. Er nickte und sagte: „Ja!“ Sie glaubte nicht recht verstanden zu haben und fragte zum zweiten Male: „Wünschst du wirklich nochmals zu kommunizieren?“ Da wandte sich der Kaiser zu ihr und sagte mit größter Sehnsucht: „Oh, so furchtbar gerne!“ Wer konnte dieser Bitte widerstehen? Pater Zsambóki entschloß sich, dem Kaiser den Leib des Herrn noch einmal, und zwar als Wegzehrung zu spenden. Das Antlitz des Sterbenden, das vorerst ernst und müde gewesen war, strahlte in Freude auf, als er das Sakrament empfing. Dieses Strahlen sollte bis zu seinem Tode nicht wieder verlöschen.

Der Kaiser ruhte eine Weile, dann rief er laut und verständlich: „Otto!“ Wollte er den Kronprinzen nochmals sehen, oder sollte das künftige Oberhaupt des Hauses Österreich lernen, wie ein Habsburger und Katholik zu sterben weiß? Die Kaiserin nickte zustimmend und Gräfin Mensdorff eilte, den Kronprinzen zu holen.

Inzwischen begann der Kaiser mit großer Anstrengung: „*Ave Maria, gratia plena ...*“ Doch die Kaiserin flehte: „Bitte, nicht beten. Der Heiland ist hier und hält dich in seinen Armen. Überlaß dich ihm ganz.“ — „Ja“, flüsterte er, „in den Armen des Heilands. Und ich mit dir. Du und ich und die lieben Kinder.“ Sie sprach ihm leise vor: „Jesus, Dir leb ich...“ Und er bewegte die Lippen.

Nun geschah das Furchtbare, daß der Sauerstoff ausging, eben als der Kronprinz kam. Noch saß der Kaiser ziemlich aufrecht, aber ohne Atemhilfe sank er bald tief auf die Schulter der Kaiserin. Pater Zsambóki hielt das Allerheiligste dicht vor die Augen des Sterbenden. „Sehen Sie, hier ist der Heiland.“ Kaiser Karl öffnete die Augen und sah gegen Himmel. Immer wieder betete die Kaiserin ihm vor und da er die Worte nicht mehr zu wiederholen vermochte, hauchte er nur leise: „Ja — ja!“ Tränenüberströmt kniete Otto neben dem Bett seines Vaters. Man war zunächst im Zweifel, ob man den Kaiser auf die Anwesenheit

des Kindes aufmerksam machen sollte. Schließlich sagte Pater Zsambóki mit erhobener Stimme: „Otto ist da!“ In ihrem Innern flehte die Kaiserin zu allen Heiligen und Engeln, der Kaiser möge nicht hören, möge aus seinem Frieden nicht wieder zurückgetrieben werden in die Sorgen dieser Welt. Sie beruhigte, so gut sie vermochte, den laut schluchzenden Kronprinzen. Und wirklich — der Kaiser vernahm nichts mehr von irdischen Dingen. Er versuchte weiter zu beten. Todesschweiß stand auf seiner Stirn, an der er im Sterben noch mehrmals die heilige Ölung empfing. Pater Zsambóki sprach ihm die Sterbegebete ins Ohr. Die Stimme des Kaisers aber war kaum mehr zu hören. Immer rascher schlug sein Herz, immer blasser wurde sein Antlitz, langsamer und röchelnder ging der Atem. Die Kaiserin reichte ihm das Sterbekreuz zum Kuß, aber er besaß nicht mehr die Kraft dazu und sprach nur den Namen „Jesus“ aus.

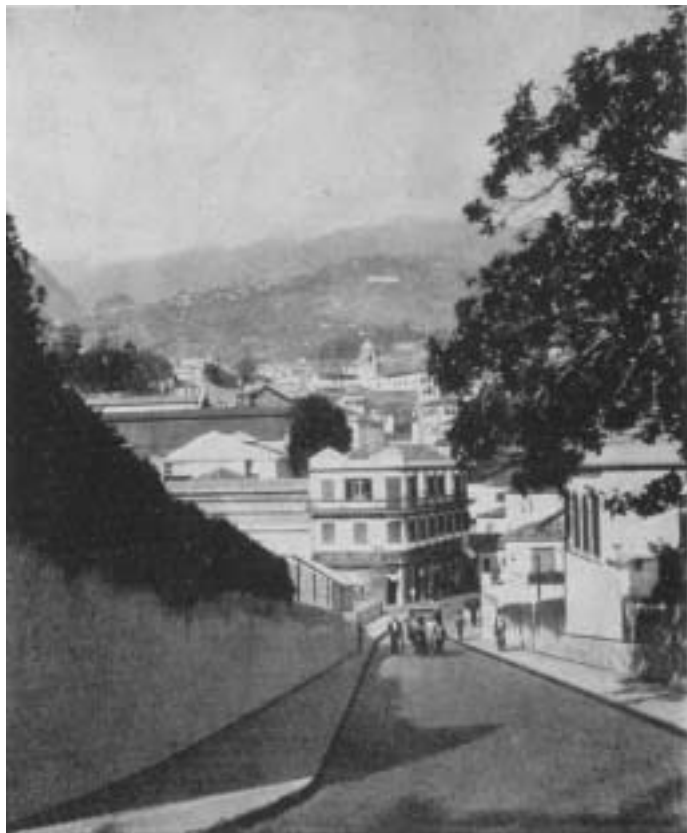
Etwa zehn Minuten vor dem Tode lehnte er den Kopf erschöpft zurück: „Ich kann nicht mehr.“ — „Der liebe Heiland kommt und holt dich“, stärkte ihn die Kaiserin. Da hauchte er zurück: „*Jesus, komm!*“ und mit verklärtem Antlitz wiederholte er: „*Dein Wille geschehe, Jesus, Jesus, komm! Ja — ja! Mein Jesus, wie Du willst ... Jesus* —“ Es klang wie ein Zwiegespräch. Dann wurde der Atem ungleichmäßig. Mit dem letzten, etwas lauterem Atemzuge hauchte er das Wort „*Jesus!*“

Es war 12 Uhr 23 Minuten.

Das Herz des Kaisers stand still.

(Im Hinblick auf den 1949 eingeleiteten Seligsprechungsprozeß und um den Dekreten des Papstes Urban VIII. gerecht zu werden, erklären wir, daß wir die geschilderten Tatsachen, denen wir rein menschlichen Wert beimessen, dem Urteil der Kirche unterwerfen.)

Das Buch von Bischof Dr. Rudolf Graber: „KAISER KARL v. ÖSTERREICH UND DIE ZUKUNFT EUROPAS“ ist im selben Verlag wie diese Broschüre erhältlich.



Straße zur Stadt

**Er suchte den Frieden
und fand ihn in GOTT**